



Inkl.....was??=&/%//%&\$§““!!!&&&???

– Diskussionen, Ansätze und Empfehlungen für inklusive Entwicklungen

von Tina Hölzel und David Jügel



Worum geht es hier

Verfolgt man die aktuellen Diskurse in Gesellschaft, Wissenschaft und Bildung, stößt man schnell und wiederholt auf den Begriff der Inklusion. Ob im Gespräch über Schulen, die Öffnung des Arbeitsmarktes oder aber auch die Umsetzung der UN Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung in Deutschland – Inklusion ist in aller Munde. „Und doch verstehen die Gesprächsteilnehmer*innen dieser Debatte oftmals etwas je Unterschiedliches unter Inklusion. Ebenso wird jede*r Leser*in ein eigenes und individuelles Verständnis davon haben, was Inklusion eigentlich meint und für die eigene Arbeit bedeutet.

Das persönliche Inklusionsverständnis ist zudem nicht selten durch die Lebens- und Arbeitskontexte der Menschen geprägt. Als Leiter*innen des Zentrums für inklusive politische Bildung (ZipB), das sich intensiv mit Fragen einer inklusiven Bildungsarbeit in Kooperation mit Praxispartner*innen auseinandersetzt, konnten wir jedoch immer wieder feststellen, dass es besonders zu Beginn von Reflexions- und Organisationsentwicklungsprozessen bezüglich Inklusion zentral ist, sich zunächst über das diverse, in Teilen unübersichtliche und kontroverse Feld der Inklusion zu verständigen. Dabei ist es zunächst weniger relevant, in welchem Bereich die eigene Tätigkeit liegt, ob sie direkt mit Bil-

dungsangeboten zu tun hat, eher organisatorischer Natur ist oder unterstützende Leistungen vollbracht werden. Um gleichzeitig individuelle aber auch kollektive und im Team diskutierte Annäherung an ein eigenes Inklusionsverständnis zu, haben wir als ZipB gemeinsam mit Praxispartner*innen vier Leitfragen entwickelt, die das Diskursfeld umreißen. Mehr noch wurden die aktuell besprochenen Antwortspektren zusammengetragen und in ihren jeweiligen Argumenten zusammengestellt, um die Diskussion zu strukturieren und Unterstützungsangebote zu geben, die den Weg durch das Labyrinth inklusiver Verständnisse erleichtern können.

Dieser Beitrag stellt in kurzen Zügen eben diese vier Leitfragen und die jeweiligen Antworten mit skizzierten Argumentationen dar und möchte so eine Hilfestellung für alle Menschen sein, die sich dem Inklusionsbegriff und dessen Konsequenzen für das eigene Arbeiten nähern möchten, denn – so zeigt unsere Erfahrung – es gelingt leichter gemeinsam eine inklusive Fortentwicklung zu gestalten, wenn jede*r selbst und gemeinsam im Team ein Verständnis von Inklusion entwickeln konnte. Kurz um: Nicht nur im Munde, sondern auch in Kopf, Herz und Hand sollte Inklusion verstanden und gedacht werden, um tatsächliche Veränderung zu initiieren.



Verortung im Feld des Inklusionsdiskurses – ein Angebot mittels Leitfragen

Um sich selbst im weiten Feld der Inklusion zu verorten, sollen die vier Fragen „Worum sollte es bei Inklusion gehen?“, „Wie sollte man Inklusion verstehen?“, „Um wen sollte es bei Inklusion gehen?“ und „Wo sollte Inklusion stattfinden?“ (siehe Abbildung 1) im Fokus stehen. Sie umfassen Aspekte zur Zielebene von Inklusion ebenso wie Fragen nach inklusiven Zielgruppen und Orten bzw. Ebenen sowie der Frage danach, wie sich Inklusion beschreiben lässt. Dabei handelt es sich bei dieser Auseinandersetzung um einen Weg auf Makroebene. Es werden also noch keine konkreten, situations- oder handlungsbezogenen Aspekte fokussiert, sondern zunächst allgemeinere Richtungsfragen gestellt, die zu einem überspannenden Konzept von Inklusion führen sollen. Erst daraus ergeben sich Konsequenzen für Mikro- und Mesoebenen, also für konkrete Ausgestaltungs- und Handlungsfragen.

Blickt man auf das Diskursfeld um Inklusion und sucht nach Antworten und Argumenten zu den jeweiligen Fragen, so zeigt sich häufig ein breites und sehr unterschiedliches, gar sich widersprechendes Feld der Inklusionsverständnisse. Für jede mögliche Antwort lassen sich oft Pro- aber auch Contra-Argumente finden. Wir möchten Ihnen diese hier gesammelt skizzieren, um Ihnen so eine Orientierung und damit die Chance zu geben, umfassend verschiedene Aspekte von Inklusion zu betrachten und abzuwägen.

Dabei soll mit den sehr zentralen Fragen nach dem Ziel, welches Inklusion eigentlich verfolgt begonnen werden. Diese Frage wird selten nur mit einer Antwort versehen. Oft finden Praktiker*innen hier eine Vielzahl an verschiedenen Zielen, die teilweise aufeinander aufbauen. Auf dem Weg zu einem eigenen Verständnis und dessen praktischer Umsetzung muss hier also keine Entscheidung für nur eine Antwort getroffen werden.

Worum sollte es bei Inklusion gehen?

> Frage nach dem Ziel von Inklusion

Wie sollte man Inklusion verstehen?

> Frage nach der Beschreibung

Um wen sollte es bei Inklusion gehen?

> Frage nach den Menschen, die Inklusion betrifft

Wo sollte Inklusion stattfinden?

> Frage nach dem Ort/ den Ebenen von Inklusion

Abbildung 1: Leitfragen zur Entwicklung eines Inklusionsverständnisses

Wenn **Zugang** als Ziel von Inklusion beschrieben wird, dann ist davon die Rede, dass jede*r Zugang zu öffentlichen Räumen, Prozessen, Veranstaltungen haben sollte. Dazu zählt die Rollstuhllampe am Eingang, aber auch die Mehrsprachigkeit oder die Erreichbarkeit des Ortes über öffentliche Verkehrsmittel. Kritisch wird an solchen Stellen häufig nachgefragt, ob es ausreicht, wenn Menschen Zugang haben, also „dabei“ sein und teilnehmen können.

Worum sollte es bei Inklusion gehen?

> Frage nach dem Ziel von Inklusion

Offene Frage, häufige Antworten:

- Zugang
- und/oder Chancengerechtigkeit
- und/oder Teilhabe
- und/oder Selbstbestimmung
- und/oder?

Abbildung 2: Frage nach dem Ziel

den Ausgangslage heraus umzusetzen. Die Frage danach, was eigentlich Chancengleichheit von Chancengerechtigkeit unterscheidet, muss dann vor einem inklusiven Verständnis diskutiert werden. Konkret: Ist es inklusiv, dass jede*r die gleiche oder eine gerechte Chance bekommt?

Im Kontext der Chancengerechtigkeit als Zielformulierung wird bereits auf eine weitere häufig anzutreffende Antwort zurückgegriffen: **Selbstbestimmung**. Selbstbestimmung wird als Ziel beschrieben, dass allen die Möglichkeit bietet über sich selbst bzw. die eigenen Angelegenheiten, ohne Zwänge zu entscheiden. Kritisiert wurde von Bildner*innen hier

Nicht selten wird dann von einem weiteren inklusiven Ziel gesprochen: **Chancengerechtigkeit**. Mit diesem Begriff wird beschrieben, dass jede*r die Möglichkeit haben soll, seine*ihre selbstbestimmten Entscheidungen mittels ausreichender Ressourcen aus seiner*ihrer entsprechenden

immer wieder, dass es keine wirkliche Selbstbestimmung in einer Welt voll äußerer Zwänge und Einschränkungen, wie zum Beispiel finanziellen Ressourcen, Bildungszugängen etc., gebe. Ebenso wurde hier gefragt, ob Mensch selbstbestimmt lebt, wenn er*sie nicht alle Entscheidungen umsetzen kann, die er*sie getroffen hat.

Die letzte Antwortmöglichkeit, die wir an dieser Stelle einbringen wollen, wird nicht selten als umfassende Antwort gebraucht, die auch vorherige Antwortoptionen einschließen kann: **Teilhabe**. Teilhabe ist dabei ein in vielen verschiedenen Kontexten häufig genutzter Begriff. Wir fassen ihn hier wie folgt zusammen: Jede*r sollte die Möglichkeit haben, an Angeboten des öffentlichen Lebens im weitesten Sinne zu partizipieren, sie mitzugestalten und sich einzubringen und dabei gehört zu werden. Aber auch hier werden im Gespräch verschiedene Gedankenimpulse sichtbar: Ist Teilhabe gleichzusetzen mit Präsenz? Kann die Entscheidung abwesend zu sein *auch* Teilhabe bedeuten? Und wenn ja, wie?



Um wen sollte es bei Inklusion gehen?

> Frage nach den Menschen, die Inklusion betrifft

- Menschen mit Behinderung
- **additiv auch Menschen mit unterschiedlicher kultureller/sozialer Herkunft, sexueller Orientierung, Geschlechts, Alters usw. oder**
- Menschen mit Teilhabeerschwernissen
- Alle Menschen
- und/oder?

Abbildung 3: Frage nach den Menschen die Inklusion betrifft

Um einen Einblick in die Argumentation hinter jeder dieser Antworten zu geben, werden wir jeweils kurz Pro- und Contra-Argumente anführen, die im gesellschaftlichen wie auch wissenschaftlichen Feld vorgebracht werden.

Die erste und wohl am weitesten verbreitete Antwort wurde bereits angedeutet: Zielgruppe von Inklusion seien **Menschen mit Beeinträchtigung**. Für eine solche beschreibende Zielgruppenvorstellung lassen sich durchaus triftige Argumente finden, die hier kurz zusammengeführt werden sollen:

- + Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung stellt die rechtliche Grundlage für Inklusion dar: In ihr geht es in erster Linie um Menschen mit Beeinträchtigung.
- + Menschen mit Beeinträchtigung sind wohl die am stärksten abgeschlossene Gruppe von Menschen.
- + Mit irgendwem muss bei Inklusion begonnen werden: Mensch braucht eine konkrete Zielgruppe, um mit ihr beginnen zu können.
- + Wenn mehr Menschen mit Inklusion gedacht werden, dann geraten Menschen mit Beeinträchtigung ob der Vielfalt der zu Inkludierenden zu schnell wieder in Vergessenheit.

Der Frage nach den Zielen folgt die den Diskurs bestimmende Frage, **um wen es bei Inklusion eigentlich gehen soll**. Immer wieder haben wir in wissenschaftlichen Begleitungen festgestellt, dass Menschen auf die Frage nach Inklusion antworten, dass es da doch um Menschen mit Behinderung und deren Integration in das "normale" Schulsystem gehe. Wagt man einen tieferen Blick in die Diskussion, so wird jedoch schnell deutlich, dass sich auch auf die Frage nach Zielgruppen von Inklusion verschiedene und durchaus kontroverse Antworten finden lassen, die einen wesentlichen Einfluss darauf haben, wie und mit wem man schlussendlich in einer inklusiven kulturellen Bildung zusammen arbeitet. Das Spektrum der Antworten wird in Abbildung 3 skizziert. Anders als bei der Frage nach dem Ziel von Inklusion wird hier häufig eine Antwort bevorzugt und zum Grundstein des eigenen Verständnisses gelegt.

MENSCHEN MIT BEEINTRÄCHTIGUNG?

Diese Argumente zeigen, dass es durchaus Berechtigung hat bei Inklusion an Menschen mit Behinderung zu denken. Gleichzeitig werden auch kritische Argumente angebracht:

- Menschen sind nicht behindert, sie werden behindert.
- Ausschluss entsteht nicht durch Behinderung, sondern durch vielfältige Ausschlussmechanismen (z.B. komplizierte Sprache, bauliche Barrieren, ...)
- Der explizite Fokus auf Menschen mit Behinderung führt zur wiederholten Zuschreibung von Stereotypen und folglich erneut zu Diskriminierung und Ausschluss.
- Vermeintlich homogene Gruppen von Menschen mit Behinderung zu konstruieren, führt zu erneutem Ausschluss, da Menschen über die Zugehörigkeit einer Gruppe Eigenschaften zugeschrieben werden, die ihren individuellen Bedürfnissen nicht gerecht werden können.

Beim Versuch diese Kritikpunkte aufzugreifen, wird nicht selten ein Schritt gewählt, der als **additiver Ansatz** beschrieben werden kann. Um Stereotype und einseitige Diskriminierung sowie den Ausschluss von Menschen mit Behinderung zu vermeiden und mehr ausschlusserfahrene Gruppen einzubeziehen, wird der Versuch unternommen addierend mehr und mehr Gruppen einzubeziehen. Häufig werden dann Gruppen entlang von weiteren Merkmalen wie der **sexuellen Orientierung, des Alters, der religiösen oder weltanschaulichen Position oder aber auch der ökonomischen bzw. sozialen und kulturellen Herkunft** beschrieben. Für eine solche Vorgehensweise sprechen folgende Aspekte:

- + Es geht um alle marginalisierten und ausgeschlossenen Gruppen.
- + Ein additiver Zugang fördert den prozesshaften Charakter (wir beginnen mit einer Gruppe, nehmen im nächsten Schritt eine weitere, dann noch eine weitere etc. hinzu) inklusiver (Fort-) Entwicklungen.
- + Erreichbarkeit der Gruppen kann durch konkrete Benennung und Zuordnung leicht überprüft und verfolgt werden.

Doch auch bei diesem Ansatz lassen sich Kritikpunkte formulieren, die aufzeigen, welche Hürden ein solches Verständnis inklusiver Zielgruppen mit sich bringt. Insbesondere die ausschlussverursachende Reproduktion von Stereotypen und die Homogenisierung von Individuen innerhalb einer Gruppe entlang eines oft defizitorientierten Zuschreibungsmerkmals sollen durch den nächsten Ansatz eines Zielgruppenverständnisses überwunden werden.

Das Verständnis, welches nahelegt, dass alle **Menschen mit Teilhabeschwernissen** im Fokus inklusiver Bestrebungen stehen sollten führt u.a. folgende Argumente an:

- + Es gibt keinen Menschen, die oder der nie eine Teilhabeschwernis erlebt.
- + Es erfolgt keine kategoriale Festlegung auf bestimmte Gruppen aufgrund defizitärer Annahmen.
- + Keine Rekonstruktion von diskriminierenden Zuschreibungen.
- + Keine zu enge Festlegung bzw. kein Nicht-Mitdenken bestimmter Gruppen.

Insbesondere der Perspektivwechsel im Hinblick auf die Ursachen von Ausschluss sind hier zentral. So zeigt sich auch, dass Ausschluss situativ und variabel ist. Menschen, die in einer Situation teilhaben können, können durch eine bereits minimale Änderung der Situation ausgeschlossen sein – folglich gibt es keinen Menschen, der nie ausgeschlossen ist. Mit dieser Erkenntnis wird ebenso sichtbar, dass es keine *Eigenschaft* einer Gruppe sein kann, die zum Ausschluss führt, sondern bestimmte *Umstände*. Durch den Perspektivwechsel hin zu Ursachen von Ausschluss, die nicht in der Gruppe oder bei Menschen selbst vermutet werden, gelingt es eine Reproduktion zu verhindern und intersektionale Perspektiven von Inklusion bewusst in den Blick zu nehmen. Jedoch birgt auch dieser Ansatz Hürden, u.a.:

- Hohes Maß an diagnostischen Kompetenzen und Strukturen nötig, um situationsbezogene Ausschlussursachen zu erkennen und zu beheben. Das bedeutet noch mehr Sensibilisierung und auch Überzeugungsarbeit sowie Streit um die Abgabe von Privilegien.
- Gefahr, dass Menschen, die ausgeschlossen werden, in den Hintergrund geraten.
- Erschwerte Umsetzbarkeit, da keine leichte Überprüfbarkeit von erreichten Zielgruppen möglich ist.



MENSCHEN MIT
TEILHABERSCHWERNISSEN?

Aufgrund der Hürden, die eine Begrenzung auf „Menschen mit Teilhabeschwierigkeiten“ mit sich bringt, soll an dieser Stelle noch eine letzte Antwortmöglichkeit vorgestellt werden, die **alle Menschen** als Zielgruppe inklusiver Prozesse beschreibt.

- ✦ Es gibt keinen Menschen, der nie eine Teilhabeschwierigkeit hat.
- ✦ Keine kategoriale Festlegung auf bestimmte Gruppen aufgrund defizitärer Annahmen.
- ✦ Keine Rekonstruktion von diskriminierenden Zuschreibungen.
- ✦ Keine zu enge Festlegung bzw. kein Nicht-Mitdenken bestimmter Gruppen.

Denkt man alle Menschen in inklusiven Settings als Zielgruppe, so ergeben sich jedoch auch Herausforderungen, die wie folgt beschrieben werden können:

- Es müssen sich situationsbezogen bei allen Menschen Einstellungen verändern, auch bei denjenigen, die in der spezifischen Situation nicht ausgeschlossen werden. → Nicht nur die Ausgeschlossenen müssen in einem Prozess der Inklusion mitgenommen werden, auch die Eingeschlossenen.
- Nicht fassbar.
- Zu abstrakt.
- Nicht überprüfbar.
- Nicht förder- bzw. zuschussfähig.
- Spezifische Gruppen können untergehen bzw. nicht beachtet und folglich nicht inkludiert werden. Auch die Erfahrungen einzelner Menschen, zum Beispiel im Bereich von Diskriminierung, können im Rahmen empowernder Ansätze nur schwerlich einbezogen werden, ohne dass diese dann wieder zu einer Reproduktion führen. Deren Wissen muss also bewusst auf neuen Wegen einbezogen werden, zum Beispiel im Rahmen vielfältiger Planer*innen-Teams.



Wie sollte man Inklusion verstehen

> Frage nach der Beschreibung

- Zustand bzw. Ergebnis von Integration oder
- Wandlungs- bzw. Transformationsprozess?

Abbildung 4: Frage nach der Beschreibung

Die nächste wichtige Frage im Labyrinth inklusiver Überlegungen befasst sich mit einem Aspekt, der bereits in den vorangegangenen Fragen und Antworten immer wieder aufgetaucht ist: Wie ist Inklusion eigentlich zu verstehen bzw. wie kann sie beschrieben werden? Hinter dieser Frage verbergen sich im Wesentlichen zwei verschiedene Sichtweisen: Einerseits wird Inklusion als Zustand oder zu definierendes Ergebnis verstanden – und dabei nicht selten als Ergebnis von Integrations-Bemühungen, andererseits kann Inklusion als steter Wandlungsprozess bzw. Transformationsprozess gesehen werden.

Begreift man Inklusion als **Zustand** bzw. Ergebnis, dann zumeist deshalb, weil...

- + sich gesetzte, überprüfbare Kategorien mithilfe derer Inklusion definiert werden kann ableiten lassen und Inklusion so als klares Ziel in einer bestimmten Form bestimmt werden kann.
- + Inklusion so zeitlich fassbar und überprüfbar wird.
- + es als logische Folge auf eine bereits vorangeschrittene Integration beschrieben werden kann. Ein Beispiel dafür ist die Abfolge „Extinktion → Exklusion → Separation → Integration → Inklusion“, die nahelegt, dass es auf jeder höheren Stufe zu einer Verbesserung kommt, an deren Ende Inklusion steht
- + als Gegenzustand zu Exklusion verstanden wird.

Gegen ein Verständnis von Inklusion als Zustand lassen sich folgende Punkte anführen:

- Inklusion scheint als Zustand eine scheinbare Unerreichbarkeit inne zu haben und führt nicht selten dazu, dass ein Mangel an richtigen Ansatzpunkten angeführt wird. Infolgedessen wird Inklusion zum eigenen Gegenargument: sie sei nicht umsetzbar → Inklusion verkommt zur Utopie.
- Durch abstrakte Vorstellung gibt es keine Möglichkeiten der Entwicklung und das situative Moment von Ausschlussursachen kann nicht aufgegriffen werden.
- Erste inklusive Schritte, werden nicht als Teil von Inklusion verstanden, sondern es entsteht bei Praktiker*innen das Gefühl, komplett neu und zusätzlich mit einem extra Aspekt beginnen zu müssen.



ZUSTAND?

Die utopische Unerreichbarkeit haben nicht wenige Praktiker*innen dazu veranlasst, ein Verständnis von Inklusion zu befürworten, das Inklusion als **Wandlungsprozess** versteht. Dafür spricht u.a.:

- + Beachtet dynamische Entwicklung von Ausschlussprozessen.
- + Wenn Inklusion als Prozess verstanden wird, fällt es leichter, diesen auch individuell und situationsabhängig zu verstehen.
- + Prozesse beginnen auch im Kleinen → nimmt den Druck, sofort alles erreichen zu müssen.
- + Schrittweises Vorgehen und damit auch Rückschritte bzw. Richtungswechsel sowie Orientierungsphasen werden möglich.
- + Unterstreicht den fortlaufenden und nicht finalen Charakter von Inklusion. Exklusion entsteht immer wieder neu und muss immer wieder überwunden werden.

Wandlungsprozess?

Es gibt jedoch auch Aspekte, die einen kritischen Blick auf ein Prozessverständnis werfen:

- Schwer fassbar.
- Wenig übertragbares Wissen → kaum Standardisierung von Prozessen möglich.
- Energieaufwendig.
- Höheres Frustrationspotenzial: Wenn Exklusion immer bestehen wird, lohnt sich Inklusion dann überhaupt? Inklusion nur als fortlaufende Reaktion? ...

Nichtsdestotrotz haben uns Praktiker*innen aus der Bildungsarbeit auch immer wieder zurückgemeldet, dass Prozessverständnisse im Alltag bildnerischer Arbeit schwer umsetzbar bzw. überprüfbar sind und sich infolgedessen für eine Kombination beider Ansätze entschieden: Inklusion als Wandlungsprozess mit Meilensteinen.

Geht es um Veränderungen und damit verbundenen Verantwortlichkeiten, ist die Frage nach Orten bzw. Ebenen von Inklusion naheliegend. Denn vielmehr als um konkrete Orte geht es bei dieser Frage eher darum, wo gesellschaftlich Veränderung initiiert, vorangetrieben und vermittelt werden sollte. Mit Blick auf Inklusion wird diese Verantwortlichkeit und damit auch der Handlungsraum häufig im Bereich „Schule“ verortet. Und es gibt gute Gründe, warum Inklusion im schulischen Raum gedacht werden sollte:

- + Schulpflicht: alle Schüler*innen werden in der Schule erreicht.
- + Schule erscheint als logischer und naheliegender Einstieg für eine inklusive Weiterentwicklung → eine neue, junge Generation kann hier inklusiv gebildet werden und auf Gesellschaft wirken. ...

Wo sollte Inklusion stattfinden?

> Frage nach dem Ort/ den Ebenen von Inklusion

- In der Schule oder
- im ganzen Bildungssystem oder
- in allen öffentlichen Teilbereichen wie Arbeitswelt, Wohnraum, Institutionen etc. oder
- in einer gesamtgesellschaftlichen Interaktion?
- und/oder?

Abbildung 5: Frage nach dem Ort/ den Ebenen von Inklusion

Doch zeigt eine tiefere Analyse durchaus Fallstricke auf, wenn Inklusion allein im schulischen Kontext gedacht wird. So kann u.a. festgehalten werden, dass Schule als Ort inklusiver Verantwortung und Handlung ...

- nur einen sehr selektiven Lebensbereich abbildet.
- traditionell schwer veränderbar sowie wenig dynamisch ist.
- allein auf junge Menschen fokussiert ist.
- (folglich) nur auf wenige Lebensbereiche und Zielgruppen begrenzt ist und begrenzte Wirksamkeit/Strahlkraft vorliegt.
- wenig nachhaltig ist und zu Dissonanzen führt: inklusive Schulen vs. exklusive Arbeits- und Lebenswelt.

Wird der Blick erweitert und das gesamte Bildungssystem betrachtet, so kann einigen dieser Kritikpunkte beigegeben werden.

- + Weitreichendere Auffassung von Zielgruppen:
 - Auch außerschulisch
 - Auch Erwachsenenbildung
- + Bildung als Ausgangspunkt für inklusive Weiterentwicklungen (genuin bildungsbezogen) → Befähigungsgedanke → Botschafter*innen für Inklusion

- + Bildungsbereiche auch außerhalb der Schule, lassen sich durch weniger festgefahrene Strukturen und Systeme besser und unmittelbarer verändern. Es besteht besonders in außerschulischen Bildungsbereichen erfahrungsgemäß eine größere Offenheit gegenüber Veränderungsprozessen sowie eine geringere strukturelle Bindung.

Doch auch mit Blick auf den gesamten Bildungsbereich bleiben folgende Punkte offen:

- Bildung soll zur gesellschaftlichen Teilhabe befähigen: inklusive Bildung kann jedoch schwerlich für exklusive gesellschaftliche Teilhabe vorbereiten.
- Begrenzte Wirksamkeit: inklusive Bildung vs. exklusive Arbeits- und Lebenswelt → Dissonanz
- Bestehende Förderstrukturen im Bildungsbereich erschweren inklusive Entwicklung: inklusive Bildung kann es nicht ohne inklusive Förder- und Gesellschaftsstrukturen geben ...

Der nächste Schritt im weiteren Verständnis inklusiver Verantwortungs- und Handlungsräume geht weg von schulischen, hin zu allen öffentlichen Teilbereichen. Dieses Verständnis baut u.a. auf folgenden Argumenten auf:

- + Exklusion entsteht in Situationen, in denen Menschen aufeinandertreffen: also in öffentlichen Teilbereichen:
 - Arbeitswelt
 - Stadt(teil)gestaltung
 - Kultur- und Freizeitangebote
 - Ämter, Verwaltungen, Gerichte ...
- + Höhere Relevanz, da alle Teilbereiche des Lebens einbezogen werden.
- + Bezieht verschiedene Verantwortungsbereiche ein: jede*r kann innerhalb der eigenen Verantwortlichkeit etwas beitragen.

Diese Öffnung hin zu allen Teilbereichen greift insbesondere den Bedarf einer weitreichenden Veränderung auf, die nicht an bestimmten strukturellen Grenzen, wie Schulsystemen, endet. Aber Kritiker*innen bemängeln hier, dass ...

- es zur Entwicklung von Parallelstrukturen durch mangelnde Absprache und nicht abgestimmtes Engagement kommen könne: jeder Teilbereich inkludiere dann für sich.

Für ein stärkeres Zusammen- und Mitdenken von kooperativen Umsetzungen plädiert der letzte Ansatz über die Frage nach den Orten von Inklusion, der auf einen gesamtgesellschaftlichen Interaktionsansatz abhebt. Gemeint ist hier, dass Inklusion nicht nur in allen öffentlichen Teilbereichen verankert werden soll, sondern dass gerade im Austausch und der kooperativen Vernetzung die Möglichkeit zur Umsetzung inklusiver Prozesse liegt. Mehr noch heißt es:

- + Inklusion braucht einen breiten, die gesamte Gesellschaft betreffenden Diskurs → gesamtgesellschaftlich
- + Bereitschaft einzelner inklusiver Teilbereiche auf andere Bereiche zu wirken → Interaktion
- + Ausschluss ist dynamisch. Inklusion braucht folglich immer wieder eine Verständigung, Orientierung und Vernetzung in allen Bereichen. ...

Gleichsam birgt ein solches Verständnis vor allem eins: die Gefahr einer Verantwortungsdiffusion.

- Verantwortungsdiffusion → viele Akteur*innen und Teilbereiche wenig persönliche Verantwortung.
- Unübersichtliche Prozesse, die schlecht koordinierbar sind.
- Langsame, nicht endende Entwicklung

Mit diesen Aspekten geht ein nicht zu unterschätzendes Frustrationspotenzial einher, was immer wieder die gegenseitige Vergewisserung braucht.



Im Rahmen unserer mehrjährigen Zusammenarbeit mit verschiedensten Kooperationspartnern und -partnerinnen aus der bildnerischen Praxis, haben auch wir als ZipB uns auf dieser Metaebene mit dem Inklusionsbegriff beschäftigt und ihn stetig weiterentwickelt. Es handelt sich dabei nicht um eine statische Definition, sondern vielmehr um ein wandelbares Verständnis, das zur Reflexion der eigenen Ansprüche dient und bei der Frage hilft, wie auf praktischer Gestaltungsebene Veränderungen gedacht und umgesetzt werden können.

Unser Verständnis von Inklusion lautet daher aktuell: Inklusion ist ein **gesamtgesellschaftlich interaktiver Transformationsprozess**, der darauf abzielt **diskriminierende soziale Konstruktionen** aufzulösen und für **alle Menschen Teilhabe** (= auch Zugang, Chancengerechtigkeit und Selbstbestimmung) zu ermöglichen.

Sichtbar wird innerhalb dieser Definition jedoch auch, dass sie einer weiteren Konkretisierung bedarf im Hinblick darauf, was es innerhalb praktischer Bildungsangebote braucht. Hierzu haben uns Praktiker*innen immer wieder darauf hingewiesen, dass ein solch allgemeines Verständnis nicht ausreicht. Bei einer solchen Konkretisierung steht vor allem der Begriff der Teilhabe im Fokus. Aus ihm leitet sich ein tiefergreifendes Verständnis für die Praxis ab, nach welchem **Teilhabe** heißt **Lernen/Entwicklung** zu ermöglichen und **Ausschluss/Isolation** zu vermeiden. Dieses Verständnis mag einfach daher kommen und birgt dennoch die Notwendigkeit einer weiterführenden intensiven Auseinandersetzung darüber, wie Lernen in Bildungsangeboten inklusiv gelingen kann und wie dabei Ausschluss vermieden werden kann. Eine solche Vertiefung kann dieser Beitrag hier nicht leisten. Es kann jedoch festgehalten werden, dass ein Austausch über das Verständnis von Inklusion entlang der hier vorgestellten Leitfragen ein erster Schritt ist und Orientierung in einem wichtigen Feld praktischer Bildungsarbeit geben kann.



